

Ästhetische und politische Funktionen historisierender Baustile im Synagogenbau des ausgehenden 19. Jahrhunderts.

Synagogen waren fast die einzige monumentale, spezifische Baugattung einer religiösen und im Verständnis der Umwelt, nicht im Verständnis der Juden, auch nationalen Minderheit. Die besondere Situation der Juden ist nicht mit dem Hinweis auf die spezielle Religion genügend charakterisiert. Auch andere Minderheiten haben Kultbauten errichtet, die durch ihre Besonderheiten auffallen, wie etwa die russisch-orthodoxen Kirchen in vielen Residenzstädten und Kurorten. Die Besonderheit einer Architektur der Juden und für die Juden lag nicht zuerst in den Bauwerken als Objekten der „Baukunst“, sondern sie ist zu suchen in dem Verhältnis von Stiltheorie und historisch-politischer Lage der deutschen Juden. Besonderheiten der jüdischen Minderheit waren ihre Unterdrückung und ihre herausragende wirtschaftliche Stellung. Kein Gegensatz, sondern ein dialektisches Verhältnis, das als Basis für die Verbindung von Architekturtheorie und gesellschaftlicher Situation der Juden zu sehen ist.

Erst 1871 hatten die deutschen Juden die gesetzliche Gleichberechtigung erhalten, die nicht gleichzusetzen ist einer gesellschaftlichen. Das Bürgertum, besonders seine kleinbürgerlichen Teile, das Militär und die Beamtenschaft sträubten sich im Kaiserreich gegen die Integration der Juden. Deren Mehrheit gehörte aber dem Einkommen nach der gleichen Schicht an, die sich gegen die Aufnahme sperrte. Dadurch entstand auch ein innerjüdischer Konflikt, der sich entweder in extremer Anpassung an die christlichen Verhältnisse äusserte oder in der selbstbewussten Betonung einer wie auch immer gedachten jüdischen Eigenart.¹⁾

Ein Ausweichen aus diesem Konflikt gab es zwar für den einzelnen, der sich völlig den christlichen Lebensgewohnheiten in Sprache und Kleidung angepasst hatte, in ihrer Gesamtheit aber galten „die Juden“ in der öffentlichen Meinung stets als eine geschlossene Gruppe – als ein „Fremdkörper“. Nach der gesetzlichen Gleichberechtigung setzte für die deutsche Juden nicht ein langsamer Prozess zur völligen gesellschaftlichen Integration ein, sondern die Wirtschaftskrise von 1873 ließ erneut einen militanten Antisemitismus entstehen.

Antisemitismus war in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts nicht die Haltung von wenigen Sektierern oder religiösen Eiferern, sondern eine breite, allgemeine Haltung des deutschen Bürgertums, die kontinuierlich das öffentliche Interesse beschäftigte. Antisemitismus wurde, quasi offiziell, als Gewissensentscheidung geduldet. Damit standen die Juden nicht als eine Minderheit am Rande des Interesses, sondern waren ständig Mittelpunkt einer feindlichen Öffentlichkeit.²⁾

Die Synagoge als repräsentative, öffentliche Äußerung dieser Minderheit war also Bedingungen unterworfen, die für kaum eine andere Baugattung in dieser pointierten Weise zutrafen. Da der Baustil neben der Bauform das optisch auffälligste Merkmal dieser Bauten war, liegt die Annahme nahe, hier eine besonders charakteristische Stellungnahme zur Verwendung bestimmter Baustile zu finden.

Funktion von Baustilen soll so verstanden werden, daß diese in Abhängigkeit gesehen werden von der religionspolitischen Situation der Juden, von den Theorien der Architekturgeschichte, von der Bauästhetik der Architekten, von den Erwartungen

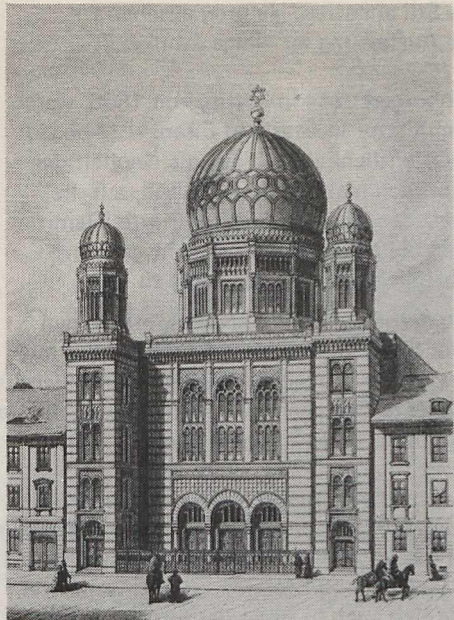


Abb. 1: Synagoge in der Oranienburger Straße Berlin, 1866

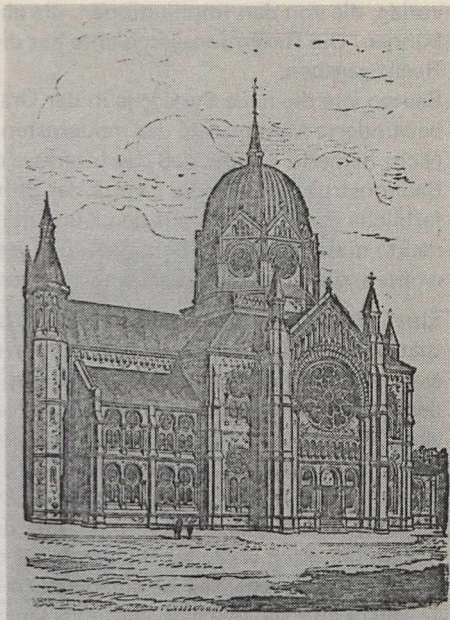


Abb. 2: Hannover, Synagoge von E. Oppler aus: Gazette des Architectes et du Bâtiments 1876

der Öffentlichkeit und von den Sakralbauten der christlichen Konfessionen. Die Synagogenbauten von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Anfang der 70-er Jahre waren geprägt von individuellen Vorstellungen der christlichen Architekten und der Vorstände der jüdischen Gemeinden. Ausschlaggebend für Stilwahl und Erscheinungsform der Synagogen war der Liberalismus nach der Reaktion der frühen 50-er Jahre. Begleitet wurde er von einem bis nach 1870 anhaltendem Abklingen des Antisemitismus.³⁾ Die Freiheiten, die die Reichsgesetzgebung dann brachte, deuteten sich bereits vorher an, in Form einer weitgehenden Duldung und Integration der Juden als Konfession, die es ihnen scheinbar erlaubte, gewisse Eigenarten des Kultus und der Lebensführung, auch nach außen hin, beizubehalten, ohne als Fremdkörper in der christlichen Umwelt empfunden zu werden. Ausdruck dieses neuen Selbstbewußtseins waren aufwendige orientalisierende Bauten. Unterstützt wurde diese Auffassung von der Architekturtheorie, die die Charakterisierung der einzelnen Baugattungen und ihre Unterscheidbarkeit forderte.

Der maurische Stil einer Synagoge sollte im jüdischen Verständnis nicht primär Hinweis auf die orientalische Abkunft, nicht Hinweis auf einen orientalischen Wesenszug der Benutzer, sondern sollte ausdrücklich Zeichen einer neugewonnenen Eigenständigkeit sein, die inhaltliche Verbindungen zum Orient ablehnte und allenfalls als historischen Verweis auf das Alte Testament zuließ. Das bedeutet, daß im Selbstverständnis der jüdischen Gemeinden eine Vorstellung von Wirksamkeit von Baustilen

vorlag, die von den Implikationen, die einem Stil anhaften, glaubte, absehen zu können. Die Rezeptionsgeschichte hat dieser Auffassung für einige Jahre z. T. Recht gegeben.

Bauten wie die neue Synagoge in der Oranienburgerstraße in Berlin, von 1866, waren bewunderte Monumente der modernsten Architektur in Glas und Eisen.⁴⁾ (Abb. 1) Nicht bemerkt wurde, daß das Interesse der Öffentlichkeit sich auf die Neuheit der Baukonstruktion, auf die Exotik des Stiles, auf den materiellen Aufwand, auf die farbliche Pracht – also auf den Kuriositätswert der Synagoge konzentrierte. Damit rückte dieser Bau seine Benutzer aber genau in die Rolle, in die sie nicht geraten wollten, die sie gerade überwunden hatten: nämlich, etwas Besonderes zu sein.

Eine Theorie des Synagogenbaus gab es bis in die sechziger Jahre nicht; erst in den späteren sechziger Jahren trat in Hannover der jüdische Architekt Edwin Oppler mit einer eigenen Konzeption des Synagogenbaus hervor. Zunächst anlässlich der Errichtung der von ihm entworfenen Synagoge in Hannover in Formen einer Spätromanik, die sich vieler Züge der Hochgotik bediente, allerdings unter strikter Vermeidung der „gotischsten“ Form, des Spitzbogens. (Abb. 2)

In mehreren Berichten aus dem Jahr 1869 wurde die Absicht Opplers verbreitet.⁵⁾ Er betonte den „deutschen“ Charakter des romanischen Stils und verglich ihn mit dem Baustil der alten Wormser Synagoge aus dem 12. und 13. Jahrhundert, die als Vorbild dienen sollte, nicht weil sie einem spezifisch jüdischen Stil folgte, sondern weil sie ein Beispiel dafür sei, wie eine jüdische Gemeinde sich auch in ihren Bauformen anpassen könne. So meinte Oppler: „... wenn in jener Zeit schon der allgemein herrschende Baustil Anwendung gefunden hatte, ist es gewiß um so richtiger, den deutschen Stil bei dem Tempel einer deutschen jüdischen Gemeinde in Anwendung zu bringen, zumal auch der maurische Stil als in gar keiner Beziehung zum Judenthume stehend, keinerlei Berechtigung hat, für die Synagoge verwandt zu werden.“ Deutlicher noch hatte Oppler seine Absicht in einem Gutachten für die jüdische Gemeinde betont: „... es gibt keine Frage mehr für die Baumeister der Neuzeit, ein jüdisches Gotteshaus auch in deutschem Styl zu erbauen; denn das Bauwerk, will es Anspruch auf ein monumentales machen, muß vor allem national sein. Der deutsche Jude muß also im deutschen Staate auch im deutschen Style bauen. . . Der romanische Styl ist durch und durch deutsch. . .“ Noch entschiedener als in Hannover wandte sich Oppler dem romanischen Stil in seiner 1875 fertiggestellten Synagoge in Breslau zu.⁶⁾

Die Formen der ober- und mittelrheinischen Romanik paßten nicht unbedingt in das gewohnte Architekturbild Breslaus. Sie betonten aber den nationalen Anspruch der jüdischen Gemeinde. Das Dilemma der Juden, wenn sie versuchten, sich den christlichen Gewohnheiten anzupassen, wurde deutlich an der Stellungnahme des 'Wochenblattes des Architektenvereins zu Berlin', das über Opplers Pläne vermerkte: "Der Bau einer neuen Synagoge. . . verspricht uns ein stattliches Werk zu liefern, wengleich dasselbe für den architektonischen Lokalcharakter Breslau's ebenso exotisch erscheint, als der gewählte christliche Styl für den israelitischen Zweck." ⁷⁾ Opplers theoretische Erwägungen im Synagogenbau gingen dahin, die Juden durch Verwendung ‚christlich-deutscher‘ Formen und Stile als Teil der deutschen Nation auszuweisen. Ein Anspruch, den er durch die Synagogen im maurischen Stil gefährdet sah. Die Kritik aber geht von dem Standpunkt aus, daß die Juden eben nicht nur keine Christen seien, sondern auch nicht Teil der deutschen Nation, so wie es der Antisemitismus verkündete, – folglich muß der romani-

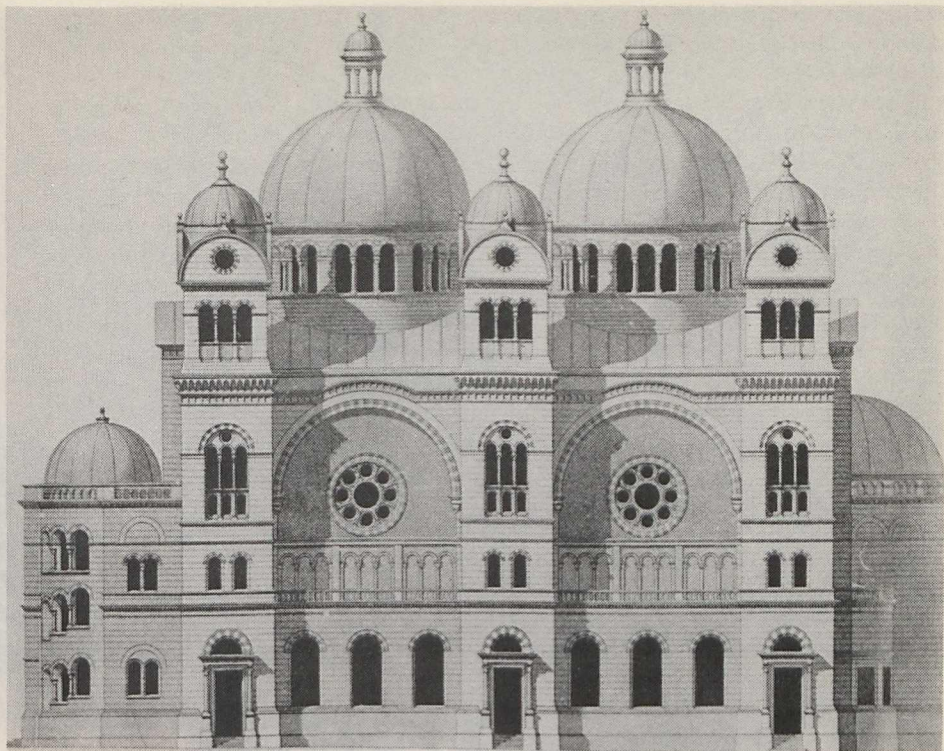


Abbildung 3: München, Synagogen-Entwurf v. A. Schmidt. 1877 aus: *Zeitschr. f. Baukunde* 1878

sche Stil bei einer Synagoge „exotisch“ wirken, und der exotische Stil, der es von sich aus tut, wird als adäquat angesehen, rückt aber die Juden ebenfalls in die gefürchtete Randstellung.

Die Vorstellung Opplers von der Verwendung deutscher mittelalterlicher Stile für Synagogen fanden in den sechziger Jahren nur wenig Anklang, und auch noch nach 1873 entstanden orientalisierende Bauten, doch fast alle waren vor der antisemitischen Bewegung dieser Jahre geplant.

An der fast zwanzig Jahre dauernden Planungsgeschichte der neuen Synagoge in München läßt sich der Wandel der Auffassung von Baustil einer Synagoge verdeutlichen. Der Münchner Architekt Albert Schmidt entwarf 1871 einen Bau, der in seiner aufwendigen Fassade an gotische, barocke und orientalische Formen erinnert. Die jüdische Gemeinde zeigte für diese phantastische Architektur zunächst Interesse.⁸⁾ Schmidts zweiter Plan in Formen einer Gotik des frühen 15. Jahrhunderts, die von den gleichzeitigen Neubauten am Turm des Frankfurter Domes angeregt zu sein scheinen, fand nicht die Zustimmung der Gemeinde.⁹⁾ Erst der Entwurf von 1877, der die neue Synagoge als Kuppelbau in einem Gemisch aus byzantinischen und arabischen Formen zeigte, wurde akzeptiert. (Abb. 3) Schmidt begründete die Stilwahl ästhetisch, wenn er als erste Bedingung für



Abbildung 4: München, Synagoge von Albert Schmidt aus: *Deutsche Bauzeitung* 1886

einen solchen Bau „Monumentalität“ forderte und eine Form, die es erlaube, „organisch“ zu bauen. 10) „Monumental“ bedeutet dabei auch repräsentativ. Um dem Betrachter von Ferne, wie er sagt, „ein überraschendes Bild“ zu geben, wurden die Kuppeln besonders stark überhöht. 11) Die überwiegend ästhetische Argumentation wird nur an einer Stelle seiner Ausführungen auch in Beziehung zu den Benutzern des Bauwerks gebracht, als er nämlich den rein maurischen Baustil ablehnt, der zwar „die orientalische Abstammung“ der Juden hervorhebe, aber doch zu sehr den Beigeschmack „modernen Türkenthums“ habe. 12)

Eine größere Zahl von Kommentaren in Bauzeitschriften und Tageszeitungen betonte die ästhetische Wirkung des Neubaus, im Sinne einer baulichen Attraktion. 13) Gemessen an den Bemühungen der Gemeinde um eine möglichst unauffällige Integration in die christlich-deutsche Umwelt und gemessen an den gerade in diesen Jahren einsetzenden antisemitischen Hetzkampagnen, standen derartige Entwürfe und ihre Lobeshymnen in einem absoluten Gegensatz zur gesellschaftlichen Situation der Juden. Diese Situation wurde im Zusammenhang des Synagogenbaus zunächst nicht erörtert, während alle anderen Lebensbereiche der Juden genau zu dieser Zeit im Mittelpunkt der öffentlichen Kritik standen. Die Folgerung, daß hier die Architektur als „Kunst“ zunächst eine Überhöhung des Gegenstandes bewirkte – in offenkundiger Diskrepanz zur antisemitischen Polemik – liegt nahe.

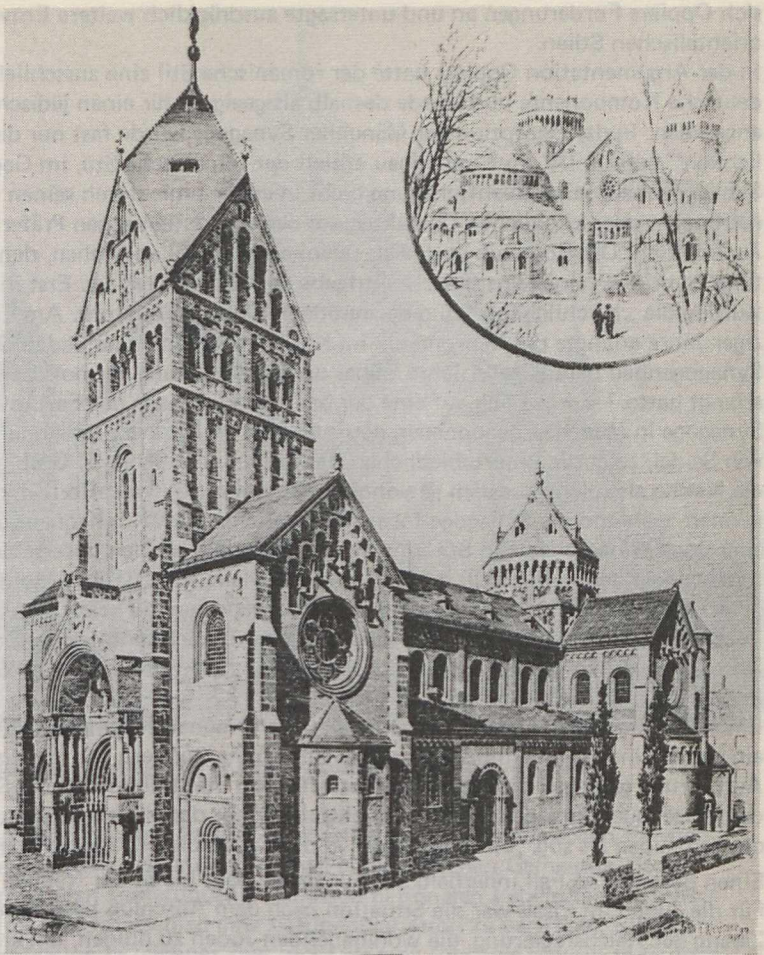


Abbildung 5:
München,
St. Anna
aus:
Architektur.
Rundschau,
1895.
Tafel 1

Erst 1883 wurden die endgültigen Pläne von Schmidt entworfen.¹⁴⁾ Sie spiegeln die Wandlung wider, die in der Zwischenzeit in der politischen Situation eingetreten war. Der ‚Kulturkampf‘ hatte die liberalen Parteien, die von den Juden hauptsächlich gewählt wurden, zurückgedrängt, die Antisemiten begannen sich öffentlich auf Kongressen zu formieren und forderten eine Zurücknahme der Gleichberechtigung der Juden, da diese auch durch Taufe oder Assimilation ihren spezifisch ‚unchristlichen‘, ‚undeutschen‘ Charakter nicht ablegen könnten, da sie eben einer fremden, orientalischen Rasse angehörten.

Die neuen Pläne von Schmidt gingen jetzt überein mit der Forderung Opplers nach einem Stil, der die deutsche Nationalität der Juden betonen sollte. (Abb. 4) Die Verwendung der Romanik war sicher auch angeregt durch einen Entwurf Opplers, den er schon 1872 für die Münchner Gemeinde angefertigt hatte.¹⁵⁾ Damals bevorzugte dieser noch den orientalisierenden, byzantinischen Entwurf, jetzt schloß sie

sich Opplers Forderungen an und untersagte ausdrücklich weitere Entwürfe in orientalischen Stilen.

In der Argumentation Opplers hatte der romanische Stil eine ausschließlich national-deutsche Komponente und wurde deshalb als geeignet für einen jüdischen Kultbau angesehen. In der Rezeption der Münchner Synagoge wurde fast nur deren "Kirchlichkeit" betont.¹⁶⁾ Im Kirchenbau erhielt der romanische Stil, im Gegensatz zum Synagogenbau, seine Rechtfertigung nicht in erster Linie durch seinen überwiegend nationalen oder kirchlichen Charakter, sondern aus ästhetischen Präferenzen der Architekten. Die Romanik wurde als unvollendeter Stil angesehen, den zur Entfaltung zu bringen eine künstlerische Aufgabe des Architekten sei. Erst in zweiter Linie wurden die „Kirchlichkeit“ und der nationale Charakter betont. Am Ende der achtziger Jahre erlangte die Neuromanik im Kirchenbau dann eine Bedeutung, die sie im Synagogenbau bereits zehn Jahre früher unter dem Zwang der politischen Ereignisse erlangt hatte.¹⁷⁾ Ein Blick auf eine der beiden, kurz nach der Fertigstellung der Synagoge in München begonnenen neuromanischen Kirchen, St. Anna, von Gabriel von Seidel, zeigt die unterschiedlichen Bauformen.¹⁸⁾ (Abb. 5) Grob gesprochen war die Kirche als solche aus dem gewohnten Architekturbild der Romanik sofort zu erkennen, während die Synagoge formale Einzelheiten des Kirchenbaus übernahm, aber doch Widersprüche in Stil und Form zeigte, die aus den unterschiedlichen Erfordernissen des Kultus z. T. zu erklären sind: Halle statt Basilika, keine Querschiffe, niedrige Türme, da keine Glocken, keine Nebenapsiden, da keine Seitenaltäre. In ihrer Gesamtkonzeption aber war die Synagoge von Schmidt dem in Deutschland heimischen Stil angepaßt und verzichtete bewußt auf Formen, die als fremdländisch interpretiert werden konnten.

Ein zeitgenössischer Bericht charakterisiert den Neubau folgendermaßen: "Nicht wie ein neuer Eindringling, innerhalb seiner Umgebung, sondern wie . . . die endlich zur Ausführung gelangte Ergänzung des betreffenden Stadtbildes tritt die Synagoge . . . dem Beschauer entgegen."¹⁹⁾ Architektonisch war damit eine Integration gelungen, die den Juden als sog. 'Eindringlingen' in der Tagespolemik abgesprochen wurde.

Einen besonderen Fall innerhalb des Synagogenbaus bietet der Neubau in Straßburg. Für die Juden im Elsaß war die Situation nach dem Anschluß bestimmt von dem Zwang der Reichsregierung, die wohlhabenden Juden zu dulden, um ein Absinken der Wirtschaftskraft durch Wegzug zu vermeiden. Andererseits waren die Juden bemüht, sich als Teil des neuen deutschen Reiches darzustellen. 1895 bis 1898 wurde von dem jüdischen Architekten Ludwig Levy in Straßburg eine große Synagoge auf kreuzförmigem Grundriß errichtet.²⁰⁾ (Abb. 6) Als Stil wählte man die rheinische Romanik, wobei auch die alte Synagoge in Worms in der Argumentation eine Rolle spielte. Der kleine Bau konnte aber formal und stilistisch nur insofern einen Vorbildkreis angeben, als er auf die Erbauungszeit hinwies. Die direkten stilistischen Vorbilder dagegen waren die christlichen Dome von Worms und Speyer, sowie die Ostteile des Straßburger Münsters, besonders der nach 1875 errichtete Vierungsturm. Bürgermeister und Stadtbaurat hatten direkten Einfluß auf den Bau der Synagoge genommen und durch hohe Subventionen die Errichtung unterstützt. Für die Bedeutung der Synagoge für das städtebauliche Konzept der Straßburger Stadterweiterung spricht die prominente Lage am Kleberstaden. Die Synagoge wurde gesehen als Teil des Wiederaufbaus des neuen 'Reichslandes'.

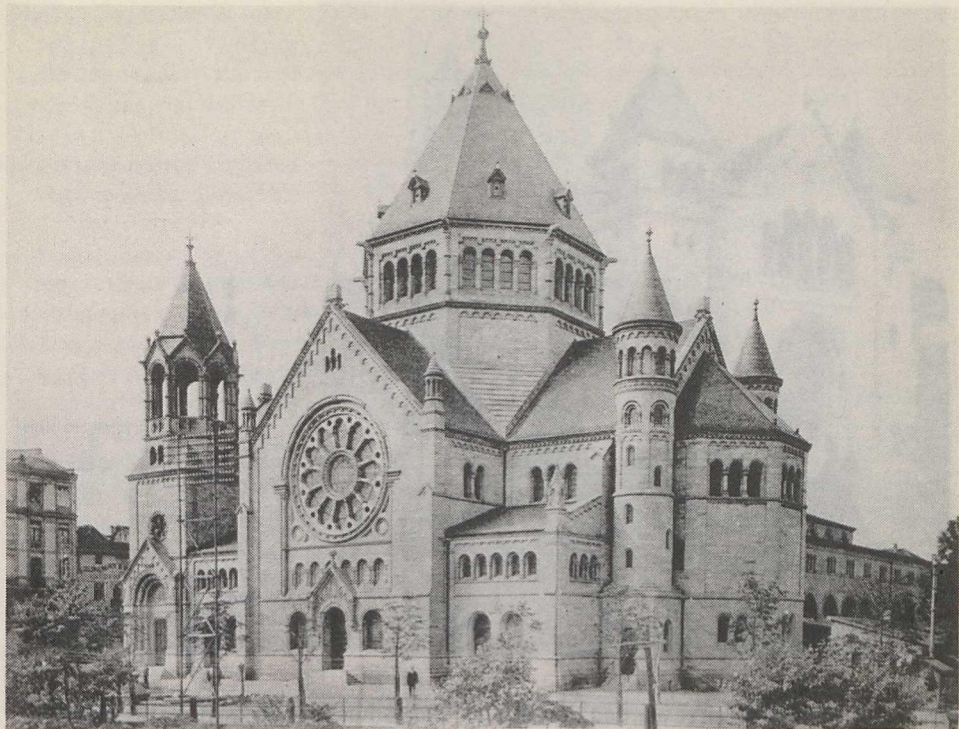


Abbildung 6: Strassburg, Synagoge von L. Levy aus: *Deutsche Bauzeitung* 1899

Ihre Bezeichnung als „Dom und herrlich großes Bauwerk in romanischen Formen“ war die adäquate Bezeichnung für den Kultbau einer jüdischen Gemeinde, deren Bestreben es war, in allen Äußerungen im deutsch-nationalen Lebensbereich aufzugehen, d.h. als einzigen Unterschied eine Glaubensvariation zu vertreten, die das Judentum als Konfession bezeichnet aber nicht als eine sonstwie separierte Gruppe.²¹⁾

Die Integration, nicht nur in die Architektur Straßburgs, dessen kirchliche Neubauten zum größten Teil neugotisch bestimmt waren, sondern bezeichnenderweise in die Architekturvorstellungen der Reichshauptstadt, zeigt ein Vergleich mit Kirchen Berlins. Hier war die rheinische Romanik unter Wilhelm II. als gleichsam offizieller Stil eingebürgert. Spittas Gnadenkirche von 1895, die Gedächtniskirche, und fast als direktes Vorbild Dofleins Entwurf von 1890 für die Gedächtniskirche, zeigen die Nähe.²²⁾ Der romanische Stil war um 1900 akzeptierter Kirchenstil, der auch nationale Werte zugeschrieben bekam, wie man sie bisher nur der Gotik verliehen hatte.

Ludwig Levy hatte noch in den achtziger Jahren mehrere Synagogen in maurischem Stil errichtet, deren Planung in eine Zeit gefallen war, in der der Antisemitismus sich nicht besonders artikulierte. Erst nach 1892, besonders nach dem Rücktritt Bismarcks, lebte der Antisemitismus erneut auf. In den späten neunziger Jahren, in denen die Begriffe von ‚christlich‘, ‚kaiserlich‘, ‚deutsch‘ in Gegensatz zu ‚atheistisch‘, ‚republi-



*Abbildung 7: Baden-Baden,
Synagoge von L. Levy aus:
Hundsnerscher, Juden in
Baden, darin Abb. 9*

kanisch', „jüdisch' gesetzt wurden, begann der Zionismus, der der antisemitischen Propaganda dazu diente, die ‚undeutsche‘, ‚asiatische‘ Rasse der Juden zu betonen. Aus diesen Bewegungen ist der Stilwandel zu verstehen, den Levy in den neunziger Jahren vornahm. Die Beurteilung seiner Synagoge in Baden-Baden von 1899 (Abb. 7), im offiziellen Organ der badischen Juden, als „ansehnlich, vornehmes Bauwerk, dem Prof. Levy die edlen und charakteristischen Linien des romanischen Stils gegeben hat“, ein Bauwerk, das nicht den „exotischen maurischen Stil, sondern einen einheimischen, kernig deutschen Stil“ zeigt, „wie ihn die großen rheinischen Dome“ aufweisen, verdeutlicht die neue Auffassung.²³⁾ Den Ausgang dieser betont national-deutschen Tendenz im Synagogenbau markieren Bauten wie die Synagogen in Mühlheim/Ruhr und Düsseldorf, von Kleesattel, aus dem Jahre 1904.

Der romanische Stil, der in der Architekturtheorie des ausgehenden 19. Jhdts. als „national, deutsch, wuchtig, derb, vollendbar, christlich“ usw. bezeichnet wurde, war um 1900 der verbreitetste Stil für Synagogenbauten geworden. Seine relative Wertschätzung auch im Kirchenbau verschaffte den Juden einen nationalen Identitätsnachweis in monumentaler Form. Die Stilverwendung war natürlich nicht so einheitlich, daß alle Gemeinden sich nur diesen Bauformen und diesem Stil zugewandt hätten. Individuelle Lösungen, die sog. ‚eigene‘ Formen und Stilkombinationen suchten, waren häufig. Sie entsprachen damit dem Bild, das sich der überwiegende Teil der christlichen Bevölkerung von den Juden gemacht hatte: Sie galten als Religionsgemeinschaft und als Nationalitätengruppe, die sich bewußt außerhalb der deutsch-christlichen Lebensbereiche stellte.

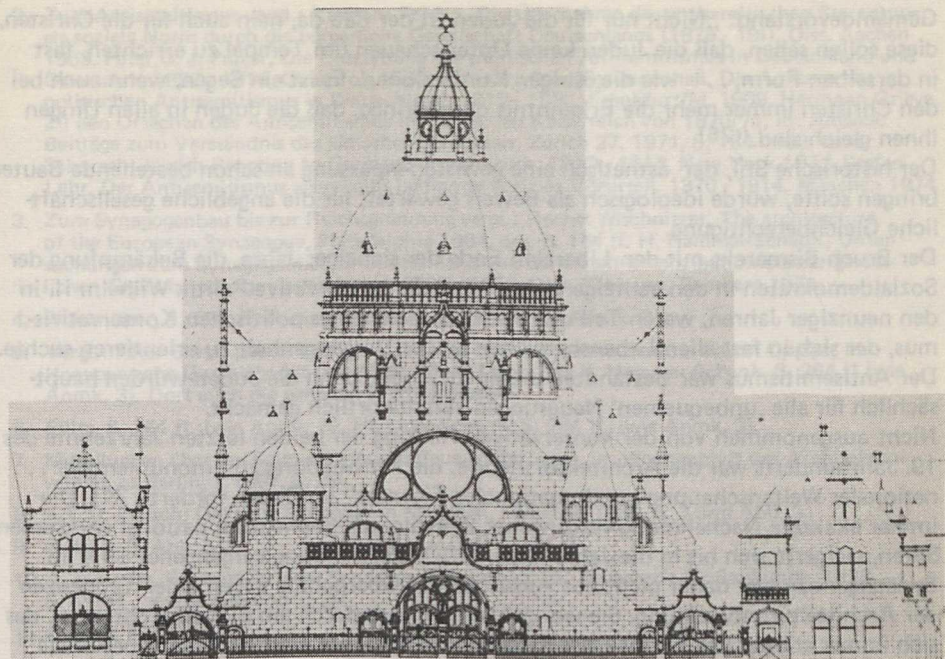


Abbildung 8: Synagoge in Dortmund aus: Zentralblatt d. Bauverwaltung 1899

Gefördert haben dieses Bild zu einem Teil die Gemeindevorstände, die als Angehörige einer reichen bürgerlichen Mittel- und Oberschicht, den Synagogenbau dazu benutzten, der Öffentlichkeit das Bild einer entsprechend wohlhabenden, leistungsfähigen und selbständigen Gemeinde zu liefern.

Die Hauptverfechter einer individuellen Gestaltung des Synagogengebäudes waren jedoch Architekten. Nicht die jüdischen, diese warnten ausnahmslos vor nicht heimischen Stilen. Oppler, Levy, Fleischer und Cremer & Wolfenstein, von denen ein Teil der größten Synagogen in Deutschland und Österreich stammte, vertraten einen integrativen Baustil, die Romanik. (Fleischer auch die Gotik). Architektur war für sie in diesem Fall nicht die originelle schöpferische Leistung, die mit immer neuen architektonischen Charakteristika die Andersartigkeit des jüdischen Kultus oder gar der Juden herausarbeiten sollte, sondern Architektur für den Synagogenbau sollte benutzt werden als Nachweis einer Integration der Juden in die christliche Gesellschaft.

Nur selten wurden andere Stile, denen ähnliche Eigenschaften zugesprochen wurden, wie der Romanik, angewandt. Die Gotik als spezifisch christlicher Sakralstil spielte im Synagogenbau nur eine periphere Rolle; ihre Identifizierung mit christlichen und ‚germanisch-deutschen‘ Gedanken war zu ausgeprägt.

Zu den Ausnahmen gehörte die Synagoge in Dortmund.²⁴⁾ (Abb. 8) Die Gemeindeverwaltung hatte in der Ausschreibung darauf hingewiesen, daß die nahegelegene Oberpostdirektion gotische Formen zeige und darauf bei der Synagoge Rücksicht genommen werden müsse. Anlässlich der Einweihungsfeierlichkeiten im Jahre 1900 erklärte der

Gemeindevorstand: „Nicht nur für die Juden ist der Bau da, nein auch für die Christen, diese sollen sehen, daß die Juden keine Opfer scheuen um Tempel zu errichten, fast in derselben Form, . . . wie die übrigen Konfessionen. Es ist ein Segen, wenn auch bei den Christen immer mehr die Erkenntnis durchdringe, daß die Juden in allen Dingen ihnen gleich sind.“²⁵⁾

Der historische Stil, der ästhetisch eine gewisse Anpassung an schon bestehende Bauten bringen sollte, wurde ideologisch als Beweis gewertet, für die angebliche gesellschaftliche Gleichberechtigung.

Der Bruch Bismarcks mit den Liberalen Ende der siebziger Jahre, die Bekämpfung der Sozialdemokraten in den achtziger Jahren und die konservative Politik Wilhelm II. in den neunziger Jahren, waren Teil und selbst Ursache eines politischen Konservatismus, der sich in fast allen Lebensbereichen an der Vergangenheit zu orientieren suchte. Der Antisemitismus war Bestandteil dieser Ideologie, denn die Juden wurden hauptsächlich für alle ‚unbequemen‘ Neuerungen verantwortlich gemacht.

Nicht ausgenommen von der konservativen Haltung der beiden letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts war die Architekturtheorie, die Hinwendung zu „monumentaler . . . nationaler Weltanschauung“ und „nationaler Eigenart“ im Bauen forderte.²⁶⁾ Die immer exaktere Nachahmung vergangener Baustile, die Suche nach national wirksamen Stilen, steigerte sich bis in die Jahre nach 1900. Verwendung vergangener Stile im Synagogenbau war daher nicht nur Ausdruck der Übernahme allgemeiner Tendenzen der Architekturentwicklung. Sie war gekennzeichnet durch ein Sicherheitsstreben, das sich immer stärker der Formen des Kirchenbaus bediente, und sich damit nationale Qualitäten zusprechen wollte. Jedoch genau die konservative Haltung, die die Rückkehr zu ‚nationaler Ursprünglichkeit‘ und ‚altdeutscher Gesinnung‘ forderte, sah in den Juden den Fremdkörper, den es auszubürgern galt, da er das Bild des einheitlichen ‚christlich-germanischen‘ Volkes störte.

Die Abkehr der jüdischen Gemeinden von ausgeprägt ‚christlichen‘ Stilen und kirchlichen Bauformen im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts war nicht Zeichen eines bisher verdrängten jüdischen Nationalismus, der sich separieren wollte von der christlichen Umwelt, sondern sie entsprach der Resignation und der Erkenntnis, gegen den Antisemitismus machtlos zu sein. Weite Kreise des jüdischen Bürgertums waren sich klar, daß die Überbetonung des Deutschtums nur die Konservativen unterstützte, für die Integration in die deutsche Gesellschaft nur wenig erbrachte und als Nachweis für die sog. ‚Staatstreue‘ untauglich war. Deshalb wurden schon kurz nach 1900 wieder Synagogen in orientalischem Stil errichtet.

ANMERKUNGEN

1. Zur gesellschaftlichen Situation der Juden seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, vergl.: A. Leschnitzer, Saul und David. Die Problematik der deutsch-jüdischen Lebensgemeinschaft. Heidelberg 1954. R. Strauss, Die Juden in Wirtschaft und Gesellschaft, Frankfurt/M. 1964, A. Leschnitzer, Geschichte der deutschen Juden vom Zeitalter der Emanzipation bis 1933, in: Judentum, Schicksal, Wesen und Gegenwart, Wiesbaden 1965, S. 255 - 288. Jacob Toury, Die politische Orientierung der Juden in Deutschland. Von Jena bis Weimar, Tübingen 1966. H. Liebeschütz, Das Judentum im deutschen Geschichtsbild von Hegel bis Max Weber, Tübingen 1967. Ernest Hamburger, Juden im öffentlichen Leben Deutschlands, Tübingen 1968. Abraham Leon, Judenfrage und Kapitalismus, München 1971.

2. Zum Antisemitismus vergl.: Klemens Felden, Die Übernahme des antisemitischen Stereotyps als soziale Norm durch die bürgerliche Gesellschaft Deutschlands (1875 - 19)), Diss. Aachen 1963. Peter G. J. Pulzer, Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich. 1867 - 1914, Gütersloh 1966. Eleonore Sterling, Judenhaß. Die Anfänge des politischen Antisemitismus in Deutschland. 1815 - 1850. Frankfurt/M. 1969. Hermann Grieve, Zu den Ursachen des Antisemitismus im deutschen Kaiserreich von 1870/71, in: Judaica. Beiträge zum Verständnis des jüdischen Schicksals, Zürich 27. 1971, S. 184 - 192. Ismar Schorsch, Jewish Reaction to German Antisemitism. 1870 - 1914, New York 1972. Stefan Lehr, Der Antisemitismus als religiös bedingtes soziales Vorurteil. 1870 - 1914. München 1974
3. Zum Synagogenbau bis zur Reichsgründung vergl.: Rachel Wischnitzer, The architecture of the European Synagogue, Philadelphia 1964, bes. S. 154 ff. H. Hammer-Schenk, Untersuchungen zum Synagogenbau in Deutschland von der ersten Emanzipation bis zur gesetzlichen Gleichberechtigung der Juden. 1800 - 1871. Diss. Tübingen, Bamberg 1974.
4. Wischnitzer, S. 202 ff. Hammer-Schenk, S. 399 ff (wie Anmk. 3).
5. Vergl.: Peter Eilitz, Leben und Werk des Kgl. hannoverschen Baurats Edwin Oppler, in: Hannoversche Geschichtsblätter, N. F. 25. 1971, S. 127 ff. Hammer-Schenk, S. 264 ff (wie Anmk. 3). Dort auch die genauen Zitatnachweise.
6. Eilitz, S. 164 ff. (wie Anmk. 5). Hammer-Schenk, S. 284 ff. (wie Anmk. 3).
7. Mitteilungen über die Bauprojekte und Bauausführungen, in: Wochenblatt des Architektenvereins zu Berlin, 1.1867, S. 29
8. K.E.O. Fritsch, Die neue Synagoge in München, München 1889, S. 3 und Abb. 3.
9. ebda. S. 3, Abb. 5.
10. A. Schmidt, Entwurf für eine Synagoge für München, in: Zeitschrift für Baukunde, 1878, S. 485ff., bes. S. 486 und T. 30.
11. ebda. S. 488.
12. ebda. S. 486
13. Etwas: Neues Münchner Tagblatt, Nr. 259 vom 17. 9. 1887, S. 3; ebda.: Nr. 260 vom 18. 9. 1887, S. 6.
14. Vergl.: Deutsche Bauzeitung, 20. 1886, S. 13f.
15. Eilitz, S. 187ff. (wie Anmk. 5).
16. Illustrierte Zeitung, Nr. 2310, 1887, S. 363.
17. Vergl. bes.: Lore Termehr, Romanische Baukunst. Beiträge zur Geistesgeschichte des Stilbegriffs, Diss. Bonn 1950 (MS). Albrecht Mann, Die Neuromanik. Eine rheinische Komponente im Historismus des 19. Jhdts., Köln 1966. Michael Bringmann, Studien zur neuromanischen Architektur in Deutschland, Diss. Heidelberg 1968.
18. Architektonische Rundschau, 1895, Tafel 1
19. Fritsch, Synagoge, S. 7 (wie Anmk. 8).
20. Die neue Synagoge in Straßburg i.E., in: Deutsche Bauzeitung, 33. 1899, S. 389 ff.
21. Zeitbilder, vom 3. 7. 1898, S. 198.
22. Der Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart. Hrsgb. Vereinigung Berliner Architekten, Berlin 1893, Abb. 586 und 686
23. Verordnungsblatt des Großherzoglichen Oberrats der Israeliten, 28. 7. 1899, S. 53
24. Deutsche Bauzeitung, 1896, S. 264, 300, 336, 377, 381.
25. Dortmunder Zeitung, Nr. 289, 10. 6. 1900, S. 2.
26. Vergl.: Oscar Mothes, Illustriertes Baulexikon, Bd. 1, Leipzig 1881, 4. Aufl., S. 314, s. v. „Baustil“. Passage fehlt in der 1. Aufl. Siehe auch: Wilhelm Lübke, Nationale Kunst, in: Zeitschrift für Bildende Kunst, 1884; wieder abgedruckt in: W. Lübke, Bunte Blätter aus Schwaben, Berlin 1885, S. 408-417.

DISKUSSION

Herr Lotz weist darauf hin, daß viele Synagogen im Außenbau den christlichen Kultbauten angepasst seien, im Innern dagegen „eigene“ Formen und Stile aufwiesen. Dieser Hinweis trifft nur für sehr wenige Bauten zu, die fast alle vor der Gleichberechtigung (1871) liegen. Beispiele: Wolfhagen, (Hessen) von 1859; Dresden von 1840.

Hinweis von Herrn Bushart auf die oberschwäbischen Dorfsynagogen des Barock, die von kirchlichen Bauten nicht zu unterscheiden seien. Unterschiede bestehen allerdings im Fehlen eines Turmes und in der Raumform (breite Saalbauten). Diese aufwendigen Dorfsynagogen (z. B. in Altstadt-Illereichen, Ichenhausen, Krumbach-Hürben) lagen in Dörfern, die einen sehr hohen jüdischen Bevölkerungsanteil aufwiesen (meist zwischen 30 und 60%). Man kann also von ‚Judendörfern‘ sprechen, d. h. die Juden brauchten hier auf die christliche Umgebung in der Bauform weniger Rücksicht zu nehmen, zudem waren die jüdischen Viertel fast völlig getrennt von den christlichen. In Dörfern mit geringerem jüdischem Bevölkerungsanteil (aber absolut gesehen, gleicher Zahl von Gemeindegliedern) waren die Synagogen nach außen von Wohnhäusern meist nicht zu unterscheiden.